

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 52 (1948-1949)
Heft: 2

Artikel: Tage am Mittelmeer
Autor: R.K.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663707>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Tage am Mittelmeer

Die Zeit nach Ostern brachte einem lange gehegten Vorhaben die Verwirklichung: eine Reihe Ferientage in Nervi. Ich versuche, das, was einem Zürcher, dem der Krieg während vieler Jahre die Landesgrenze verschlossen hielt, gefallen hat, wieder zu erzählen. Ich sehe meine Tage um Mitmenschen gruppiert, denen ich Namen gegeben, welche Sinngabe geworden sind unseres gemeinsamen Seins.

*

„Domenico, der Gondoliere.“

„Domane, domane,“ riefen wir dem winkenden Gondoliere zu, welcher, in seiner Gondel sitzend, lebhaft gestikulierend, die Spaziergänger am Strandweg zur Gondelfahrt einlud. Unsere Abgabe schien ihn zwar nicht allzusehr zu verdrießen, denn fürs erste konnte er weiterhin im Nichtstun verharren, und zum andern berechnete unser „Domane“ zur Hoffnung, daß es morgen wirklich etwas zu verdienen gebe. Er wurde auch nicht böse, als wir anderntags unser „Domane und domane l'altro“ wiederholten, denn „molto vento“ ließ die Wellen des Meeres mit weißem Gischt an den steilen Uferfelsen verspritzen.

Einmal aber gaben wir seiner Einladung Folge, weniger Domenico zuliebe, als um uns Gelegenheit zu geben, die großartige Uferpartie, der ein kunstvoll angelegter Spazierweg beigegeben ist, vom Meere her zu schauen.

Wir stiegen etwa haushoch die glitschige Kalkfelsentreppe hinunter zum Porto, den ein paar Felsennasen von Natur aus formten, während Domenico etwas alterssteif seine Gondel mit dem Bug gegen eine Steinplatte abdrehete. Er reichte uns umständlich seine vernarbte Hand zum Einstieg. „Mancia“ heißt Trinkgeld, und eher darnach sah seine Handreichung aus, denn eine hilfeheischende Gefahr konnten wir bei diesem Einstiegen nicht ersehen.

Die ängstliche Art, wie er uns sodann an den einzelnen Felsvorsprüngen vorbei und aufs freie Meer ruderte, ließ uns vollends erkennen, daß selbst die vielen Jahre Dienst als Gondoliere

wohl seine Haare ergrauen, in ihm aber die Angst vor dem Wasser nicht hemmen konnten. Gemächlich löffelte er seine Gondel ins tiefere Wasser. Wir konnten bis auf den Grund sehen. Da dem Grunde Schlamm und Sand fehlten, sah ich die weißen Felsen ebenso steil in die unermessliche Meerestiefe abfallen, wie sie stotzig und wirr sich zum Ufer aufwerfen, da die Form eines Krokodils, das aus dem Wasser taucht, vorkäufend, dort die Phantasie zum Erschauen eines Meerungeheuers herausfordernd.

Dann aber setzen sich die Felsen fort, hundert und fünfhundert Meter hinauf zum Porto fino, fahl und abweisend, beinahe wie die Hänge des Vesubs. Der Uebergang aber vom bewegten Meeresspiegel zum Strandweg und zu den Häusern, welche ihn unterbrechen, ist voller Herrlichkeit. Ein Turm, der Torre Gropallo, setzt wuchtig die kühne Vertikale einer Felszinne fort. Das Okergelb seines Mauerwerks unterbricht das Grün der Palmen in den Gärten, welche tiefer ins Land angelegt sind. Agaven mit mannhohen, fleischigen Blättern stellen schief ins Meer hinaus ihre Blütenstände, so hoch oft wie ein Haus. Wo Felsen Raum geben, liegen Menschen, sich sonnend, wo ein dürftiger Sturzbach ein sandiges Delta formte, spielen Kinder, aufreißend, wenn die Brandung ihr Füßchen leckt.

Und über den unsern Sinnen ungewohnten Formen von Felsen und Blumen, dem Rauschen und Düften wölbt sich das Kobaltblau des Himmels. Es vermählt sich weit draußen am Horizonte mit dem Marineblau des Wassers und will eins werden mit uns und unserer Seele.

Domenico stößt an Land, verscheucht ist unser Versunkensein. „Bravi marinaio“ ruft er uns nach ans Land. „Mancia“ und „dolce farniente“, wir gönnen Domenico beides.

*

„Franz.“

„Franz, du stehst da draußen und plauderst, und drinnen warten deine Leute!“ Mit Franz war unser Kellner gemeint, der freundlich, wie

immer, uns den Morgenkaffee in den Garten des Albergo gebracht. Während des Hintischens einige Worte plaudernd, gewährte er uns Einblick in sein Leben, das wahrlich reicher gewesen sein muß, als seine Jahre dies vermuten ließen. Die Rede seiner Herrin konnte nun leicht gedeutet werden, als mißgönnte sie Franz den Augenblick, den er an seine Erinnerung hingab. Doch blieben in meinen Ohren eher die Worte haften: „deine Leute“. So etwas, wie ein Heimatgefühl durchrieselte mich, denn wir hatten Ursache, auch uns zu „deinen Leuten“ zu zählen.

Franz war nicht ein Kellner, der aufmerksam, aber kühl die Wünsche des Gastes erledigt. Er besaß die Gabe, die Handreichungen zu vertrauten Bewegungen umzudeuten, die Rede mit kindlicher Schlichtheit zu erwidern, die ans Herz rührt. Begann er einen Satz mit: „Ich dachte — —“, brach er ab und fügte an: „Wenn ich sage: ich dachte, komme ich schon zu spät, dereinst haben sie mich, belehrt: überlassen Sie das Denken den Pferden, die haben einen großen Kopf.“

Seine Geschichte erfuhren wir stückweise, etwa so, wie man nachts eine Landschaft erkennt, welche ein Scheinwerfer auf Augenblicke erhellt, um sie gleich hernach in noch größeres Dunkel zu hüllen.

Franz, ein Bozenerkind, ward Italiener, ward Soldat der italienischen Armee, ward Deutscher, nach der Laune der damaligen Herren, ward Fallschirmer. Er stand an den Fronten im Osten und Westen. Ein Wunder aber blieb ihm bis zum heutigen Tage, das Wunder, daß bei all dem Erleben ein gütiges Geschick ihm das Leben erhalten hat.

Wir aber tat sich das andere Wunder auf, daß in Franz, der das Gräßliche jahrelang, das Unmenschliche hundertfach, das Grausame im Kampfe hinter der Front tausendmal durchkämpft, die Seele sich hat bewahren können, daß diese Seele lauter und ganz geblieben ist.

*

W i e r m a l M a r i n a .

Der Weg von unserm Hotel zum Meere führte uns durch eine Unterführung, über welche die Bahn von Ventimiglia nach Genova fährt. Der

meerseitige Eingang zum Gewölbe bot ein Bild bezaubernder Schönheit. Vom dunklen Gange aus erschien als zarte Filigranarbeit das Gelände des Strandweges, dazwischen und darüber schimmerte das Meer in gehauchtem Blau, und wo dieses sich mischte mit dem Blau des Himmels, stand nicht selten ein Frachter in scharfer Kontur, dessen Ladetürme sich schwarz wie Tusch vom Himmel abheben. Mitunter glitt auch ein Segler lautlos am hellen Einschnitt vorüber.

Das Ende der Unterführung tauchte in Sonne und Blau und Weite. Felsenwärts sind Bänklein angebracht, und gleich auf dem ersten saß Marina. In ihren Armen hielt sie ein Bündel, es hätte eine in grobes Linnen eingeschlagene Puppe sein können. Und wir dachten auch zunächst daran, daß es eine jener Attrappen wäre, mit der das Mitleid erregt und so das Betteln erleichtert werden sollte. Einmal aber hatte Marina das Tuch zurückgeschlagen, und wir sahen die Neuglein eines leibhaftigen Säuglings gegen das Licht blinzeln. Und einmal gar führte uns der Weg an ihr vorüber in dem Augenblicke, wo Marina ihrem Knäblein die Brust bot. So setzten sich also Mutter und Kind wahrhaftig an den Weg und empfingen Almosen von den Vorübergehenden.

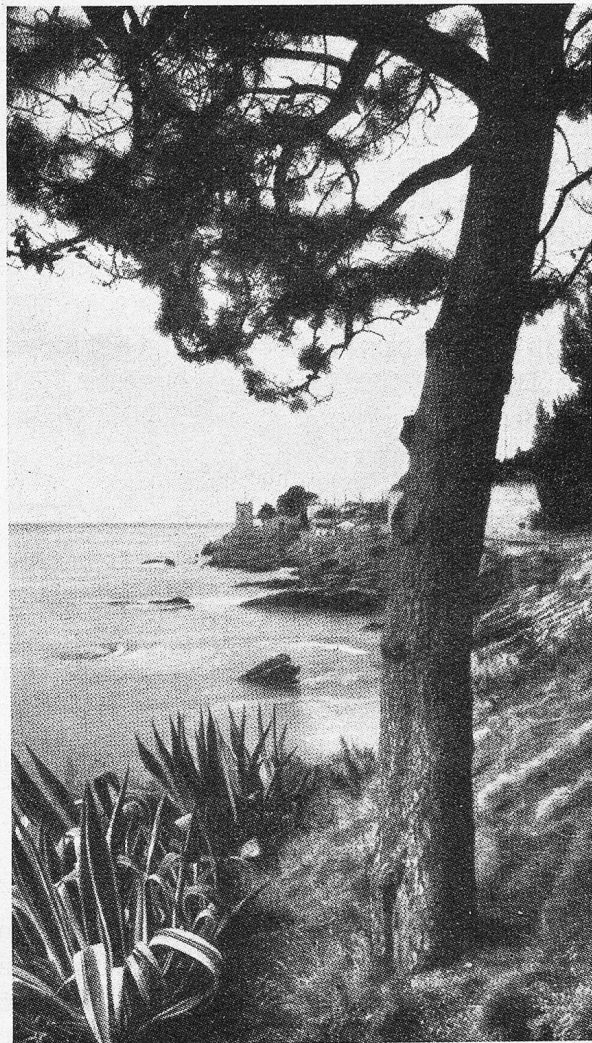
Im Weitergehen trafen wir auf den Torre Gopallo, jenen gelben, behäbigen Turm, der einst wohl den Wächter beherbergte und den Schiffen den Weg gewiesen haben mag. Heute dient er als Atelier. Jrgend ein Maler malt die Schönheit des Ufers, des Meeres. Er malt Agaven, Palmen, Felsen, Brandung, Berge. Jrgend ein Maler jener vieler, welche diese Motive schon so oft gemalt haben, denn die Bilder sind ihr Brot, Andenken dem Fremden. Wir stehen bei ihm, erfragen die Preise und sinnen, wie wir mit derlei Erinnerung beschwert über den Zoll hinweg kommen mögen. — Dann schreiten wir weiter.

„Bagni municipale“ steht am Wegrand geschrieben und soll unser vormittägliches Ziel sein. Einige Stufen führen abwärts zur andern Marina. „Caldo“ heißt ihr Gruß, denn die Sonne, an der sie steht, macht ihr warm. Marina ist jung und unbeschwert. Sie wartet der

wenigen Badegäste. Sie zählt nicht einmal das viele Papiergeld, dessen es bedarf, um 140 Lire Eintritt zu entrichten. — Eigentlich war die Badeanstalt noch nicht eröffnet. Noch fehlte die eine und andere Bequemlichkeit, wie Sonnenschirm und saubere Kabine. Wir blieben denn auch die einzigen, die wirklich ins Wasser stiegen und hinausschwammen so weit, daß Marina die Hände über ihrem Kopfe wegen derlei Kühnheit zusammenschlug. Wären wir nicht vom Gedanken an einen Hai überrannt worden, der sich gegen alle Gewohnheit doch aus dem Süden hieher verirrt haben könnte, wir wären bis nach Korsika geschwommen, so leicht trugen uns die salzigen Wellen. Doch wir hätten dem gefährlichen Tier nicht als Nahrung dienen wollen und kehrten wieder uferwärts. Das Anlandgehen war selbst ohne eine Begegnung mit einem Hai nicht ohne Gefahr. Die Menge der Seeigel, deren Stacheln schmerzhaft dem Unvorsichtigen in den nackten Fuß drangen, vergällt manche Freude. Diese rußbraunen Gefellen von der Größe einer reifen Kastanie saugen sich an untiefen Uferstellen fest und zwingen den Badenden zur Vorsicht.

„Calmaio“, hörte der nahe Fischer rufen, und es klang, wie Peter und Mordio. Er sprang herbei, um einer zutode erschreckten Dame einen Tintenfisch von den Knöcheln zu zerren. Sieben Arme von der Länge eines Ellenstabes, bewehrt mit Saugnäpfen von der Größe einer Gartenerdbeere, hatte er schon um den einen Unterschenkel geschlungen gehabt. Doch ein wuchtiger Wurf mit kundiger Hand gegen den Felsen brachte das Tier um seine Kraft, und den Stein schwärzend, floß die Tinte aus der Blase. Dem Fischer aber bedeutete dies guten Fang. Vor Freude überließ er die paar wenigen Fischlein, die er bislang gefangen hatte, wieder dem Meere und eilte mit seinem Tintenfisch zum Markte.

Und noch einmal eine Marina ließ die Gefahren vergessen. Sie war ein kleines Mädchen, zart wie Meißner-Porzellan. Es spielte am Strande, und einmal stritt ihr Schwesterlein mit ihr darüber, wer die Schöner sei. „*Tutti bambini sono belli*“, beteuerte die kleine Marina, um nicht zu verletzten. Ich schielte bei diesen Worten



Nervi

nach ihrer jugendlichen Mutter (ich heiße auch sie Marina) und gab der Kleinen durchaus recht.

*

Sati.

So stand am Bus zu lesen, der uns nach Recco brachte. Eigentlich war für heute Rapallo das Ziel, doch davon jetzt nicht. Recco ist ein kleines Fischerdorf. Die Häuser stehen eng auf dem angeschwemmten Grund eines Flusses, der, beinahe ausgetrocknet, sein wüstes Steinbett zeigt. Aber er hatte durch die Jahrhunderte vermocht, eine breite Kluft in den Felsenhang zu fressen. Straße und Bahn bedurften eines drei-

hundert Meter langen Viadukts, um diesen Felspalt zu überbrücken. Weil aber darüber die Züge der Linie Spezia = Genova fahren, ward der Trakt dem Dorfe zum Verhängnis. Bomben hatten den Viadukt zerstört und mit ihm die Häuser, welche sich an ihn geschmiegt hatten. Ein einziges Haus ragt unverfehrt noch heraus aus dem Trümmerfeld und stellt ungewollt dem Beschauer die Frage: „Warum?“

In diese Traurigkeit aber mischt sich doch ein Tröstliches. Durch den Tag, durch die Nacht arbeiten die vom Kriege Heimgesuchten. Emsige Hände und wacher Geist haben Segment um Segment neu in Beton gegossen. Und, wie sie Bogen um Bogen zum neuen Viadukte fügen, schließen sich die Wunden, die der Krieg geschlagen. Ihr zäher Wille, das zu tun, erfüllt mich mit großer Freude, denn eine andere Reise nach Norden ließ mich ebensolche Wunden sehen, aber ich suchte umsonst Wille und Hand, die sie heilen könnten.

*

L a z z i .

Lazzi nennt sich ein Autounternehmen, etwa wie Winterhalder oder Fröhlich. Wir benützten seine Dienste auch, aber sein Name verband sich mir mit denen jener unbekanntem Menschen, welche Stadt und Hafen Genua bevölkern.

Um wenig Geld führt uns das Tram von Nervi nach der zweit teuersten Stadt Italiens. Die Linie führt dem Meere entlang und bietet prächtigen Ausblick. Die Wagen fahren in dichten Abständen, sind sauber, doch meist lästig überfüllt. Wenn ich sauber sage, schließt das jenes Ereignis nicht aus, wo eine Mutter ihr dreijähriges Bublein vom Schoße nimmt, es gegen die innere Wagenwand stellt, damit es das „Wässerlein“ löse. Der Kondukteur ist wahrlich nicht zu beneiden, schon des unappetitlichen Papiergeldes wegen, das er ordnen und zählen muß. (Eine Fahrt kostet zwanzig Lire.)

Aber immer wieder freute ich mich über seinen ungetrübbten Sinn für das Frohe, Humorvolle, der ihn auch in Augenblicken nicht verläßt, wo das eine oder andere quer geht.

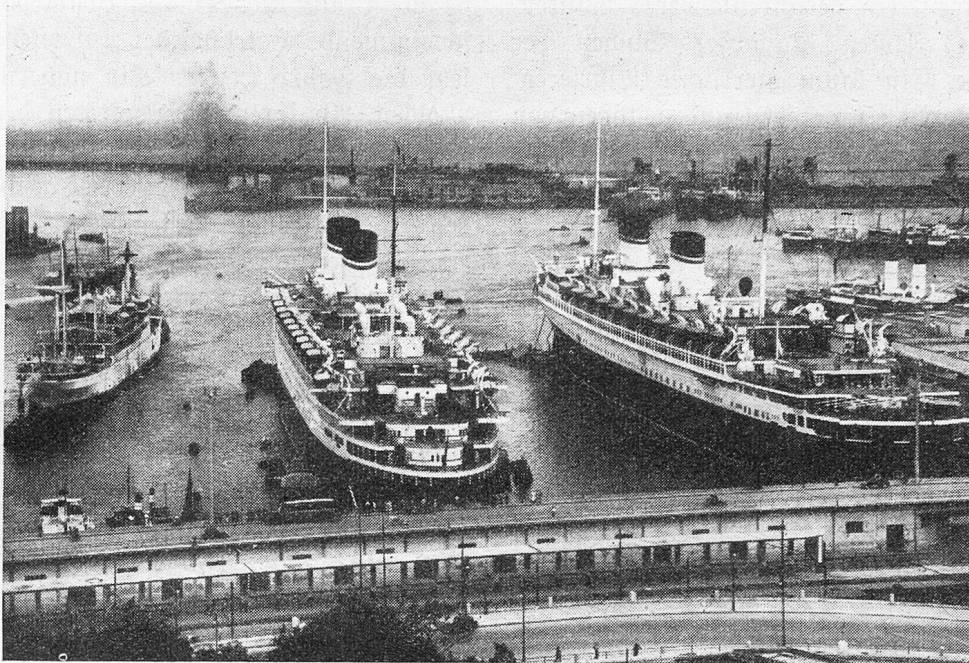
Ich sah Genua vor der Zeit Mussolinis zum

letzten Male, und mir fiel auf, daß die Menschen sich an Ordnung gewöhnt haben, daß die große Zahl der Bettler kleiner geworden ist, daß dem Sauberen und Neuen der Sinn offen steht.

Unsere Tage in der Stadt fielen zusammen mit denen der Wahlen. Wahlplakate beherrschten die Häuserfronten bis zum dritten Stockwerk hinauf. Fahrbahn und Trottoirs trugen die Stempel der Parteisymbole. Flugblätter von Flugzeugen aus abgeworfen tanzten auf Dächern und Plätze. Der Garibaldistern, dem aus Gründen der Tarnung Sichel und Hammer fehlten, gebärdete sich am lautesten. Er wollte durch Lärm und Aufdringlichkeit ersetzen, was andere Parteien mit sachlichen Argumenten darzutun sich bemühten. Lautsprecher an allen Ecken warben um die Gunst der Wähler. Dem Schild mit Kreuz wollen wir gerne zutrauen, daß dieser seiner Aufschrift „Libertas“ Achtung verschaffe. Die Schaufenster versäumen nicht, Zeugnis vom Warenreichtum abzulegen. Doch das Leben ist teuer, selbst für einen Schweizerfranken.

An der Piazza de Ferrari stehen die Reste des zerstörten Theaters. Wohlthätig verdecken behelfsmäßig angebrachte Holzeinbauten die gähnenden Mauerlücken. Viele Häuser längs der Bahn teilen das Schicksal. Fliegende Händler beleben mit ihrem bunten Kram und gellendem Lärm die Ruinen. Selbst eine Anzahl Kirchen starzt mit aufgerissenen Leibern gegen den hohen Himmel. Stumm anklagend ragen die Reste der geborstenen Apfiss und der zersplitterten Rundbogen von der Chiesa di San Stefano in den leeren Raum. Die große Altarwand, überwölbt vom mächtigen romanischen Bogen, schaut entblößt ihres sakralen Schmucks hinunter zur Via XX Settembre. Doch der Verkehr wälzt sich zu deren Füßen und fragt nicht nach Sinn und Nichtsinn.

Und dennoch ging der Mensch daran, das Abgebrochene neu zu bauen. Stein auf Stein fügt sich zur neuen Mauer, Splitter um Splitter zerschellter Engelsfiguren und Putten sind von kundiger Hand zusammengesetzt, um sie wieder zu fassen zum Ganzen. Ich atme den Geist jener Bauhütten, welche uns die großen Münster schufen. Das tröstet.



Der Hafen von Genua

Im Strome der Menschen sehen wir Väter und Mütter liebevoll und umsorgt ihre Kinder führen, der Elternstolz steht ihnen auf dem Gesichte geschrieben. Daneben aber, neben Glanz und Tand raufen um ein Bündel Flugblätter zerlumpte Jungen. Kinder von der Heimatlosigkeit jener „Schuhputzer“, die der Vater von Rimini gesammelt, und die er zu der eigenartigen Demokratie der Kinder zusammenfügt, damit sie fähig werden zum Aufbau ihrer Existenz und ihrer verwahrlosten Seelen.

Trotz wirrem Haar, zerschliffenem Kittel, trotz nacktem Oberleib und zerfranster Hose, trotz schmutziger Beine und bloßer Füße sprühen sie Vitalität und lassen nicht Raum für Sentimentalität. Diese Ragazzi gehören ins Bild der großen Stadt.

Ich ward mittlerweile abgetrieben und stand vor dem „Grattacielo“, dem dreißigstöckigen Hochhaus. Der Lift mit vier Meter-Sekunden Geschwindigkeit brachte mich hinauf, und ich stehe gewollt oder nicht, mitten im modernsten Café-dansant. Ueber die Brüstung der Terrassen schaue ich die Stadt. Wie auf einem Plan er-

kenne ich die Altstadt. Nahe beim Wolfenkrater steht ein Stadtturm aus dem zwölften Jahrhundert. (So nahe im Raum stehen die Jahrhunderte!) Das winklige Gewirr der Altstadt wird abgelöst vom mehr quadratischen Grundriß der Neustadt. In der Ferne schließen der Hafen mit seinen Quais und die meilenlangen Molen meinen Blick.

„M a r c o“.

Lärm aus der Bunte, Händler, die ihre Ware auf der Straße ausgebreitet feilbieten, rußige Gestalten, Poltern der Wehikel, Rasseln der Kranketten, Geruch von Del, Gestank von Tang: wir sind am Hafen.

Wir nehmen es auf uns, von Bureau zu Bureau, von Schalter zu Schalter zu wandern, anzustehen und schön zu reden. Der Preis lohnt alle Mühe: wir erhalten das „Biglietto di libera circolazione in Porto“.

Wir stehen am Quai. Der Dampfer „Buenos Aires“ ist bereit zur Ausfahrt. Dicht drängen sich, welche ihre Freunde zum Abschied geleiten, am Quai. Schwarz von Leuten schaut es vom

hohen Deck herunter. Ein letztes Suchen mit feuchten Augen, ein gedankenschweres Winken, ein gepreßtes Atmen. Dumpfes Singen der Schiffssirene. Ein kaum merkliches Vibrieren. Der Kolofß dreht ab, gezogen und gestoßen von den kleinen Hafendampfern. Abend. Das weite Meer, die klare Nacht und oben die ewigen Sterne, die so hoch, daß sie die alte und neue Welt zugleich grüßen.

Eine Gondel, rußig, wie alles, was uns umgibt, führt uns während der nächsten zwei Stunden kreuz und quer im Hafen herum. Die Arme des hohen, hageren Fährmanns führen kundig die Stehruder. Marco heißt unser Scherge. „Con grazia“ ergänzt er mit Worten das Gesehene: die Getreideschiffe, aus deren Bäuchen sich die Rüssel der Getreidesauger die Ladung holen und zu hohen Silos führen — Frachter, deren Ladefranen geschäftig sich heben und senken — Naphtha-Schiffe, welche ihrer feuergefährlichen Fracht wegen besondere Vorsicht fordern. Tausend kleine Dampfer hasten wie Wasser-spinnen auf dem öligen Wasser. Da liegt ein Dampfer vor Anker, der gelöscht wird, auf seinem Deck hat sich ein Matrose als Bartscherer installiert. Dort am Quai stehen Deltank an Deltank. *E vietato di fumare!* prangt auf großen Tafeln. Es mag den tabakbesessenen Matrosen ein hartes Verbot sein. Fröstelnd schauen von der Seite die verwitterten Mauern der Quarantänestation zu uns. Das Dach vom Krematorium überragt diese niedern Bauten. Wehe, wem nach heißersehnter Rückkehr von den fernen Meeren dieser Ort Hoffnung und Leben hinwegnimmt!

Beim Trockendock ermuntert uns Marco, an Land zu steigen. Wir schauen hinab in die riesengroßen leergepumpten Kammern, in denen die Passagierdampfer auf Kiel liegen, welche überholt werden. Gewaltig gähnt das leere Bassin. Ich wundere mich, daß das große Schiff sich nicht zur Seite neigt, wo ihm doch das tragende

Wasser fehlt. Tausend Hände schaffen, und durch sie allein kann aus dem Wirrwarr das moderne schwimmende Hotel wieder auferstehen. Marco setzt die Fahrt weiter. Wir nähern uns den Møhlen. An ihrem Bau wirkten dereinst auch Schweizerfirmen mit. Noch zeigen sie ungeschlossene Scharfen, die der Krieg geschlagen. Auf den Industriequais liegen wiedergehobene, im Krieg versenkte Schiffe, von Muscheln befallen, vom Salzwasser angefressen, sie warten auf Verschrotten: ein Rosthaufen als Denkmal des Unsinn!

Da, wo die Møhle den großen Schiffen die Ausfahrt zum offenen Meere freigibt, ragen Teile eines Schiffes wenige Meter aus dem Wasser, ich erkenne einen Mast und einen Kommandoturm. Diese Zeugen der sinnlosesten Barbarei öffnet dem schweigenden Marco den Mund. „Da liegt unser größter Passagierdampfer „Augustus“. Die Deutschen haben ihn versenkt, bevor sie abzogen. Oh, die Deutschen.“ Wie hat Marco sie hassen gelernt! Sie hausten wie die Hunnen in Hafen und Stadt, bevor sie vertrieben worden sind. Was Marco besaß, Haus und Heim, die Deutschen haben es vernichtet, gestohlen. Noch vermag der alte Stolz seine Gestalt zu recken, aber in sein Gesicht haben sich die Furchen des Hasses und des Leids gegraben.

Sein Ruderschlag hat das Gleichmaß wieder gewonnen, wir nähern uns wieder dem Quai. Wie er sich zum Landen anschickt, säubert er mit Putzwatte den Rand des Schiffleins, damit unsere Hände beim Halten sich nicht schwärzen. Er sagt noch etwas, was ich nicht verstehe. Doch mir war, als wäre es etwas Tröstliches, so etwa, wie es Carlyle sagte: „Arbeiten und nicht verzweifeln!“ Er hat uns um das Wenige von tausend Lire gerudert. „Grazie“, sagen wir beim Weggehen. Jeder hat damit danken wollen für das, was ihm die Fahrt gegeben.

R. K.

Es ist die schwerste Lebensaufgabe, das Schwerste auf sich zu nehmen, vor dem Schwersten nicht zu zagen. Das meiste Unglück der Menschen besteht darin, dass sie sich mit Händen und Füßen gegen das Kreuz, das sie tragen sollen, stemmen und wehren.

Jeremias Gotthelf.